

Die Kranken bleiben zurück... : Bericht nach einer Schnupperlehre

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Article

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Band (Jahr): 82 (1973)

Heft 5

PDF erstellt am: 25.04.2024

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-548514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kranken bleiben zurück...

Bericht nach einer Schnupperlehre

Schnupperlehren gibt es in verschiedenen Berufen, auch in der Krankenpflege. Wir erhielten von einer Gymnasiastin ihre Aufzeichnungen über die im Spital gemachten Erfahrungen, ein Bericht, der uns sehr aufschlussreich scheint. Er zeigt, welchen seelischen Belastungen ein junger Mensch durch die Begegnung mit Patienten ausgesetzt ist, er lässt aber auch erkennen, wie eine solche Begegnung immer wieder junge Menschen packt und zu einem richtungsweisenden Anruf wird.

Wir begegnen uns auf der Welt und sind Mensch mit Mensch – und dann stehen wir uns davon, denn wir sind ohne Bindung, ohne Bleiben und ohne Abschied. (Borchert)

Freitag, den 14. April 1973

Ich hätte nie geglaubt, dass es einem so schwer fallen könnte, einen Ort zu verlassen, an dem man nur für kurze Zeit verweilte.

Ich stehe unter einer riesigen Föhre vor dem Spital und schaue zurück. An der weiten Front suche ich das Zimmerfenster, wo mir zwei liebe Patientinnen zum Abschied winken. Dann schleiche ich mich im Schatten der Gebüsche davon. Ein Dieb! Ich spüre tausend Augen hinter meinem Rücken, die mich verfolgen. Ich möchte bleiben, und doch gehe ich davon. Ein Gesunder! und sie, die Kranken, bleiben zurück. Sie warten auf Hilfe. Ich könnte sie ihnen zum Teil bringen, ich könnte mit ihnen reden, sie ermuntern, ihnen beim Waschen, Essen, Gehen und Kämmen helfen. Ich könnte für sie da sein. Und doch gehe ich. Ich schäme mich!

Montag, den 17. April 1973

Ich bin so ganz anders geworden.

Die Not und das viele Leid im Spital lasten noch auf mir. Wie ich damit fertig werde, weiss ich nicht, ich weiss nur, dass ich helfen muss und will.

Ich habe eine Welt gesehen, die ganz anders ist als die wohlgeordnete, in der ich lebe. Ich trage aber noch ein Stück von jener in mir. Doch sie will nicht recht in den sorglosen Kreis passen, aus dem ich für wenige Tage ausgebrochen war.

Es gibt nicht mehr nur das grosse «Ich» und dann weit weg die andern. Ich habe plötzlich gelernt, in den Augen des Nächsten seine Sorgen und Leiden zu erkennen. Ich habe gelernt, mich in ihn zu versetzen und ihn verstehen zu wollen. Wie kam es denn, dass ich plötzlich den andern sehe? Ich blättere in meinem Tagebuch zurück bis zu jenem Morgen, da ich zu meinem ersten Arbeitstag als Schnupperlehrling im Spital antrat. Am Vortag war ich mit den anderen jungen Mädchen von Schwester Olga in den Spitalbetrieb eingeführt worden.

5. April

Der Wecker rasselt am Morgen. Ach, schon so früh! Aber das Neue lockt, und so wird das Aufstehen doch nicht zu schwer. Auf der Station, der wir zugeteilt sind, werden wir gleich in den täglichen Stundenplan eingepasst. Mit der Schwester zusammen mache ich die ersten Betten heute Morgen.

Unser erstes Zimmer ist das von Patienten mit Apoplexie. Noch nie vorher kam ich in so enge Berührung mit älteren Leuten wie an diesem Morgen. Ich erkannte plötzlich, dass Alte nicht nur liebe Grosspapis und Grossmamis sind, die einem beim Besuch verwöhnen; nein, hier waren Leute, die in der Vergangenheit leben. Das, was sie von der Gegenwart noch brauchen, ist einzig Hilfe und Teilnahme und Verständnis für ihr geistiges Leben. Kein Mitleid, dies keineswegs. Jetzt, am Anfang, sind mir alle Patienten noch Nummern. Zimmer 622, Frau X und Frau Y.

In weissen Betten mit hochaufgetürmten Kissen liegen zwei alte Frauen, mager, mit hohlen Wangen und tiefliegenden Augen. Spärliche, weisse Haare hängen ihnen wirr ins Gesicht. Sie bemerken uns nicht, ihr starrer Blick haftet an der Decke.

Waschbecken, Lappen und Seife werden bereitgestellt, die eisernen Gitter am Bett herabgelassen und die schmalen nervigen Hände von der Bettstatt losgebunden.

Frau X beginnt plötzlich Worte auszustossen, irr und mir unverständlich, ihre verschleierte Pupillen haben sich mir zugewandt, doch sie blicken hinter mich, als stünde dort jemand. Wir waschen sie, und nachdem wir eine frische Unterlage ins Bett gelegt haben, wird ihre lederne, runzlige Haut mit Alkohol eingerieben. Wie ein Kleinkind pudern wir sie. Ihr Nachthemd muss gewechselt werden. Die Haare werden zu einem dünnen Zöpfchen geflochten. Ihren Mund spülen wir mit lauem Wasser. Das Gesicht wird gewaschen und eingecremt.

Um die Patientin in eine neue Lage zu bringen, legen wir sie auf die Seite, die knochigen, mageren Beine werden angewinkelt und mit einem Sandkissen beschwert. Auch die Arme legen wir ihr in eine bestimmte Haltung, und die schmalen Handgelenke werden wieder festgebunden.

Frau X reagiert überhaupt nicht. Ab und zu nur verzieht sich ihr Mund. Ich weiss nicht, versucht sie zu lächeln oder steht ihr das Weinen zuvorderst. Seltsam erscheinen mir die Augen. Ich kann meinen Blick kaum von ihnen lösen. Sie sind wie von einem zarten weissen Schleier verdeckt, blau und doch beinahe durchsichtig, sie bewegen sich kaum. Unverwandt sind sie auf mich gerichtet und doch weiss ich nicht, ob sie mich sehen.

Frau Y ist schon munterer geworden. Sie versucht, mir etwas zu zeigen und zieht an der Decke, dann rüttelt sie am Gitter. Trotzdem kann ich auch sie nicht verstehen.

Im Zimmer verbreitet sich allmählich der Geruch von beschmutzten Betten und Talgpuder.

Ich werde langsam bedrückt, und mir kommt ein Zitat in den Sinn, das mich nur Spott und Hohn dünkt: Was morgen ist, auch wenn es Sorge ist, ich sage: Ja!

Diese beiden Frauen, schwach und bettlä-

rig, gänzlich auf fremde Hilfe angewiesen – ich sehe keine Freuden mehr für sie, nur am Ende von einem schweren und mühseligen Weg den Tod! Sie hoffen nichts, sie warten und liegen und warten, endlos wie mir scheint.

In mir steigt ein Weinen hoch, ich weiss nicht warum. Ich will nicht mehr, nie mehr in dieses Zimmer! Ich will nicht! Ich kann nicht mehr!

6. April

Ich kenne nun die Arbeit schon recht gut. Es war nicht besonders anstrengend heute. Das Zimmer 622 meide ich immer noch. Wie hatte ich mich darauf gefreut, einmal eine Operation zu sehen! Heute endlich war es so weit. Aber ach, so bald vorbei die ganze Freude. Mir ist nach einiger Zeit übel geworden und ich hatte den Mut nicht mehr, länger zuzusehen. Ich bin wütend über mich selbst. So schnell klein beizugeben! Aber einen Eindruck von der grossen Kunst habe ich doch erhalten. Es ist staunenswert, wie ein Körper aufgeschnitten, Teile herausgenommen und Fleischmassen, Fettgewebe und Blutbahnen freigelegt werden können.

10. April

Es ist seltsam, aber ich liebe es, zu Frau X und Frau Y zu gehen. Vor kurzem noch hätte ich jedesmal weinen können, wenn ich sie füttern oder waschen musste. Jetzt bin ich in jeder freien Minute an ihren Betten, um ein wenig mit ihnen zu «plaudern». Man muss wissen, dass alte Leute oft seelisch verändert sind. Vor allem existieren nur sie, ich muss meine Gedankenwelt ausschliessen, weil sie mir nicht folgen können. Um so mehr aber muss ich ihnen, wie auf einem Spaziergang in einen wilden Park, in ihr Leben folgen. Ich komme ins Zimmer. Frau X wendet den Kopf nicht. Ihr starrer Blick dringt durch die Zimmerwand. «Frau X, wie geht es?» Ich nehme ihre Hände in die meinen, damit sie fühlen möge, dass jemand bei ihr ist. «Wie geht es, Frau X?» Ich schaue fest auf ihre Lippen, um zu sehen, was sie sagt. «S'goht!»

Sie haucht es nur. Meist rede ich nicht viel mehr mit ihr. Ich schaue ihr oft nur lange ins Gesicht. Ich habe bemerkt, dass es mir beinahe wie ein Spiegel zeigt, was in ihrem Innern vorgeht. Auch helfen mir die einzelnen Worte, die sie redet, zu fühlen, ob sie traurig ist oder glückliche Erinnerungen hat.

Ich kenne Frau X nicht und weiss auch nichts von ihrem Leben. So ist mir manchmal, als werde ein Bilderbuch wahllos aufgeschlagen, wenn sie von irgendeiner Hochzeit, von Blumen, vom Vater oder von zu Hause spricht.

Die Greisin hat schöne, zarte Hände, schlank und voll. Gewiss hatten sie keine harte Arbeit verrichten müssen. Diese wohlgeformten Hände wie auch ihre hohe weisse Stirn passen nicht recht zum Zerfall des Körpers. Sie erscheinen mir wie Überbleibsel aus ihrer Jugend.

Sie war glücklich und traurig, hatte Freude an Blumen und anderen Dingen. Eines Tages war ein guter Mensch in ihr Leben getreten, den sie liebte und der sie glücklich machte. Sie hat sicher auch Schweres durchgemacht. Das Leben ist nicht immer heiter. Und sie wird gehofft haben, dass es besser komme. Aber jetzt? Jetzt hat sie nichts mehr zu hoffen, sie träumt nur noch von Vergangenem. Ich weiss, sie kennt mich nicht, und doch bin ich gerne bei ihr. Ihr Gesicht ist schön von innen her und das rührt mich.

11. April

Die Einstellung der Schwestern zu ihrer Arbeit ist sehr verschieden. Heute morgen sagte mir eine Schwesternschülerin es sei nicht ihre Arbeit, Fiebermesser zu waschen, Brunnlein zu putzen und Blumen zu besorgen. Sie habe anderes gelernt. Ich war wie vor den Kopf gestossen, als sie in ganz grobem Ton noch beifügte, sie sei nicht hieher gekommen, den Patienten den «Dreck» zu machen. Ich habe bald bemerkt, dass der Schwesternberuf auf Idealismus gründet. Ich hörte verschiedentlich Klagen, dass der Lohn niemals der Mühe und der Arbeit ent-

spreche. Das glaube ich gerne, wenn Aufopferung mit Geld abgewogen werden soll. Aber wenn man helfen will, einfach aus Überzeugung helfen muss, soll dieser Dienst dann mit Geld ausbezahlt werden wie die Arbeitsstunden in einer öden Fabrik? Ich möchte beinahe behaupten, dass die Freude an der Arbeit entstellt wird, wenn jede Minute und Stunde planmässig in Geld umgewandelt wird. Oder habe ich zu viel Idealismus? Wenn auch! Ich wünsche mir auf alle Fälle ganz fest, dass ich diesen nie, niemals verlieren möge!

18. April

Heute vor vierzehn Tagen begann ich meine Arbeitswochen im Spital. Wie schnell ging die Zeit vorbei! Ich bin fortgegangen und habe viele Erinnerungen mitgenommen. Aber ich wünschte, ich hätte die zwei Ferienwochen noch vor mir.

22. April

Ich habe gelesen, dass Frau X gestorben ist. Es hat mich traurig gemacht, obwohl es für sie eine Erlösung war. Es ist mir, als hätte ich mich jetzt erst richtig vom Spital gelöst. Nun bleiben mir wirklich nur noch Erinnerungen.

Ruth